



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 11.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1922.

Hollandsgang aus den Landen zwischen Niederelbe und Niederrhein.

Von

Dr. E. Rudolf Jungclaus, Dornbusch b. Stade.

IV.

Fragen wir nun nach den Ursachen dieser Abwanderung, so liegen diese in den ganzen damaligen Zeitverhältnissen begründet. Der Beginn der Hollandsgängerei ist nach den Ältesten zeitlich an den Anfang des 17. Jahrhunderts zu setzen. Schon in den dreißiger Jahren ging eine beträchtliche Anzahl aus dem Lande Hadeln zum Mähen nach Holland. Es war die Zeit des dreißigjährigen Krieges mit seiner Zerrüttung des gesamten Wirtschaftslebens. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts stieg die Zahl erheblich. Die ganze Bewegung, die im Westen begonnen und sich nach und nach gen Osten ausgebreitet hatte, war zu einem feststehenden, eingebürgerten Nahrungserwerb geworden. Sie bildete in der Agrarverfassung des nordwestlichen Deutschlands eine Erscheinung, die mit dieser als etwas Naturgemäßes unmittelbar verknüpft war. Das 18. Jahrhundert, in dem die größte Ausdehnung räumlich und numerisch erreicht wurde, beschließt zugleich die Ursachen des Rückganges und diesen selbst in sich. Die Gründe für das Crescendo und Retardando der ganzen Bewegung lagen hüben wie drüben, sowohl in der Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Heimatgebiete, als auch denen Hollands. Auf letzterer Seite ein Mangel an Arbeitskräften, im eigenen Lande Mangel an Erwerbsmöglichkeit. Nach den Unabhängigkeitskriegen mit Spanien trat Holland im 17. und 18. Jahrhundert in eine Periode wirtschaftlichen Glanzes, sowohl auf dem Gebiete des Handels und der Industrie, als auch auf dem der damit verknüpften Schifffahrt und Hochseefischerei. Dadurch wurde die eigene Arbeiterschaft zum größten Teile in Anspruch genommen, so daß die Land- und Forstwirtschaft, die zu der Zeit auch mächtig aufblühte, auf das Ausland in bezug auf Beschaffung von Arbeitskräften angewiesen war. Deutsche Arbeiter kamen Holland besonders entgegen, mußten es tun. Die Schrecken und die großen Opfer an Gut und Blut, die der dreißigjährige Krieg mit sich gebracht, lasteten schwer auf Deutschland. Auch nachdem die Kirchenglocken von Osnabrück endlich, endlich den „Westfälischen Frieden“ eingeläutet hatten (1648), dauerte es noch lange, bis das Land sich vollends erholte. Das verarmte Volk der Bauern und Landbewohner mußte hohe Steuern und Abgaben leisten, denen sich der Großgrundbesitz, und das war besonders der Adel, kluglich zu entziehen wußte. Der Landbesitz der Rötter und Heuerlinge war für eine ausgiebige Bewirtschaftung zu klein bemessen. Kaum daß sie ihre eigenen Bedürfnisse kärglich befriedigten, war an einen Geldüberschuß, an Ersparnisse, zur Zeit der vorwiegenden Naturalwirtschaft, nicht zu denken. Steuern und Lasten verschlangen zudem den größten Teil der Einkünfte. Das Wirtschaftsleben lag am Boden.

Es ist hier nicht Raum, weiter auf die Dinge eingehen zu können. Man war jedenfalls froh, in der Fremde das zu finden, was die Heimat versagte: Arbeit und Brot. Im 18. Jahrhundert kamen dann die Nöte des siebenjährigen Krieges, der Anforderungen an Bremen und Verden stellte in Gestalt von 1 600 000 Rationen Fourage und 320 000 Taler in bar. Alles sollte aufgebracht werden. Und viele junge Leute leisteten unter

dem Druck der Verhältnisse dem Werberuf der Kriegstrommel Folge und schwuren dem Kalbfell. —

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts trat ein ebenso schneller, wie nachhaltiger Umschwung ein. Die Stoßkraft Hollands auf wirtschaftlichem Gebiete erlahmte immer mehr, Handel und Industrie ließen nach, indem England mehr und mehr an die Stelle trat, das auch auf dem Gebiete der Hochseefischerei neben anderen Mächten auf das schärfste konkurrierte. Die Folge war, daß die Löhne sanken, und daß Arbeiter nicht nur für die Landwirtschaft frei wurden, sondern, daß sie sich dazu drängten, um Arbeit zu finden. Zur selben Zeit erfolgte im Hannoverischen und damit in Bremen—Verden, d. h. in dem annähernd diesem gleichkommenden Bereich des heutigen Regierungsbezirks Stade, ein außerordentlicher wirtschaftlicher Aufschwung, wenigstens an den vormaligen bestehenden Verhältnissen gemessen. In der Landwirtschaft wurde die Wirtschaft, die bis dahin eine ziemlich extensive gewesen war, durch verbesserte Methoden eine intensivere und erforderte mehr Arbeitskräfte. Durch die einsetzende Moorkolonisation wurden Anwohnerstellen geschaffen. Nicht zum wenigsten war es aber das Aufblühen Bremens und Hamburgs im 18. und 19. Jahrhundert, das den Arbeitsmarkt enorm belebte.

Das Aufblühen dieser Städte macht sich im ganzen Nordwesten, vorwiegend aber in den ihnen nächstgelegenen Landen zwischen Niederelbe und Niederrhein fühlbar. Der Strom der Arbeitsuchenden wurde in diese Zentren abgelenkt, wozu noch nach 1827 das rasche Emporkommen und Wachsen Bremerhavens mit den Nachbarorten Geestemünde und Lehe kam. Cuxhaven hat weniger und höchstens nur auf die nähere Umgebung beeinflussend gewirkt. Von bedeutendem Einfluß auf das Nachlassen des Hollandsganges war auch die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einsetzende transatlantische Auswanderung, besonders nach den Vereinigten Staaten.

Hatte so der Hollandsgang in Bremen—Verden am spätesten Fuß gefaßt, so trat auch am frühesten der Rückgang ein. Am längsten hat sich die Erscheinung in den zentralen Geestländern, Bremerörde, Jaden und Rotenburg, gehalten, bis in die fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts, immer mehr abflauend.

Kurz muß noch die Frage der Beurteilung gestreift werden, die seinerzeit die Hollandsgängerei erfahren hat. Die holländische Regierung, trotzdem doch dem Lande ein großer Vorteil daraus erwuchs, mißbilligte dennoch zu Zeiten die Zuwanderung sehr, indem durch diese fremdländischen Arbeiter soviel Geld aus dem Lande floß. Und die einheimischen Staatsbehörden sind zeitweilig mit der ganzen Schärfe des Gesetzes gegen diese Flucht aus dem Vaterlande vorgegangen. Als 1830 der Aufstand in den südlichen holländischen Provinzen begann, der zu deren Lösung und zur Gründung des Königreiches Belgien führte, da erließ die königliche niederländische Regierung eine Verordnung, die die Anmeldepflicht für alle Fremden einführte. Das hatte die Pöhlung in der Heimat zur Folge. In einer Bekanntmachung des kgl. hannoverschen Ministeriums des Innern, die Legitationspapiere der sogenannten Hollandsgänger betreffend, vom 4. Mai 1848 (Hannov. Ges. Sg. 1848, Abt. 1, Nr. 33, S. 139) heißt es wörtlich: „Es wird hierdurch zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß diejenigen diesseitigen Staatsangehörigen, die sich zur Verrichtung von Sommerarbeiten nach dem Königreich der Niederlande begeben wollen, die sogenannten Hollandsgänger, dafelbst nur dann zugelassen werden, wenn dieselben außer den vorgeschriebenen Reisepässen auch mit einer Bescheinigung ihrer zuständigen Obrigkeit versehen sind, aus der

hervorgeht, daß ihre demnächstige Wiederaufnahme an ihrem geistlichen Wohnorte keinem Zweifel unterworfen ist.“ Der Eindruck der Bestrebungen in den Jahren 1848 und 1849 war der Anlaß zu verschärften Bestimmungen über Einwanderung von Fremden, sei sie dauernd oder temporär.

Aber auch in privaten Kreisen hat man lange auf das eingehendste Nutzen und Schäden des Hollandgehens distutiert. Es hatten sich in der Hauptsache zwei Parteien gebildet. Die eine stellte rein wirtschaftliche Gesichtspunkte in den Vordergrund, die andere mehr national-politische, sozial-ethische, religiöse und hygienische. Erstere fand ihren tatkräftigsten und rührigsten Vertreter in dem ausgezeichneten Osnabrücker Bürger und hervorragenden Gerichtsschreiber Justus Möser, der sich lediglich leiten ließ von dem Gedanken des Staatsnutzens durch die zufließenden Geldmittel, nach Art der Merkantilisten, und darum ein eifriger Verteidiger der Hollandsgängerei war. Der zweiten gehörten vorwiegend Vertreter der Geisteslichkeit an. Unter ihnen tat sich besonders ein Pastor Gildenhuis hervor. Indem diese, wenn auch nicht den wirtschaftlichen Wert direkt leugneten, so doch aber weit geringer einschätzten, machten sie auf der anderen Seite die großen Gefahren geltend auf moralischem und religiösem Gebiete, sowie die großen Schäden für die Gesundheit der Leute, die oft krank und den Kern zu tieferen Leiden sich erwerbend und in sich tragend, zurückkamen. In den Veröffentlichungen jener Zeit (z. B. Hannoversches Magazin 1767—1768) nehmen diese Auseinandersetzungen ellenlange Spalten ein. Ohne auf das Für und Wider weiter eingehen zu wollen, sei hier nur ein Gedanke J. Möser's aus seinen „Patriotischen Phantasien“ zitiert, wo er sagt: „Uebrigens bleibt es allemal eine ewige Wahrheit, daß es besser sein würde, wenn alle Landeskinder zu Hause blieben und dort ebensoviel oder doch nicht viel weniger verdienten! Bis dahin aber, daß den Leuten diese Mittel zum Erwerbe nicht verschafft werden, ist es am sichersten, sie nicht zu stören.“

Jedenfalls war die Hollandsgängerei, die die einheimischen Bewohner mit relativ seltenen Ausnahmen fast immer der Heimat wiedergab, viel heilsamer als die transatlantische Auswanderung, insofern sie zum „Kulturdünger“ für fremde, völkisch schwache Nationen führte. Denn bei dem — Gott sei's geklagt — leider immer so gering ausgeprägt gewesenen Nationalbewußtsein von uns Deutschen sind unsere Auswanderer in einer Vielzahl, wenn nicht der Mehrheit von Fällen dem Vaterlande und dem Deutschtum verloren. —

Trotzdem bei ganz anderen Verhältnissen das platte Land Arbeit in Hülle und Fülle bot, und wohlbedenkt gesunde Betätigung, war dennoch vor dem Kriege die Landflucht ständig im Wachsen, so daß sie ernste Sorgen bei Volkswirten und beteiligten Kreisen hervorrief. Die Folgen des Krieges haben die Landflucht in das Gegenteil verkehrt, und der Zug nach dem billigeren Lebensverhältnisse, Vietenden, sicheren und darum geschätzten Vandleben ist ein Zeichen unserer Zeit — hoffen wir, nicht nur ein vorübergehendes!

Der erste Telegraph an der Niederweser.

Von
D. Steilen, Bremen.

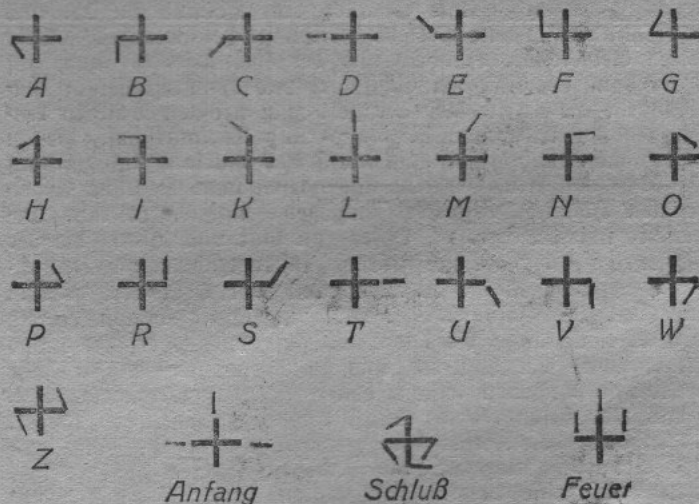
Der hinter uns liegende gewaltige Krieg, der mit allen Erfindungen der Neuzeit geführt wurde, hat auch manches Lotgeglaubte aus vergangenen Tagen zu neuem Leben erstehen lassen. Dahin zählt auch das optische Nachrichtengeben, wie es Winkler und Blinker besorgten, wenn alle Drähte zerschossen oder unbrauchbar geworden waren. Solche Zeichen wurden in meiner Kindheit unseren Arbeitern im Moor gegeben. Hatte die Mutter das Mittagessen fertig, so zog sie an einer Stange ein weißes leuchtendes Tuch auf. Dann wußten die Leute in der Torfkuhle, was „die Glocke geschlagen hatte“, und eilten nach Hause. Durch weithin sichtbare Zeichen wird den Schiffen noch heute der Wasserstand angegeben.

Diese Art der Verständigung ist denn ja auch so einfach, daß die Menschen sich ihrer schon lange bedienten. Sie war bereits im Altertum bekannt. So berichtet Hesiodos uns, daß Klytemnestra die Eroberung Trojas, das 555 Kilometer entfernt lag, durch Feuerzeichen erfuhr. Alarmfeuer war, verbürgten Nachrichten zufolge, vielfach gebräuchlich. Noch ein anderer bezeichnender Fall wird uns aus dem Altertum berichtet. Um 450 v. Chr. soll Demokleitos die Buchstaben des griechischen Alphabetes auf fünf Tafeln verteilt und durch Erheben von Fackeln von links nach rechts zuerst die Tafel, auf der der zu telegraphierende Buchstabe stand, und darauf die Nummer des Buchstabens angezeigt haben. Bekannt ist ja auch, daß man im Mittelalter auf den Warttürmen der befestigten Plätze Bretter hatte, deren Stellung zu einander schnell verändert werden konnte, wenn den Einwohnern Wichtiges zu melden war. Diese Nachrichtenübermittlung erfuhr in den Jahren von 1789 bis 1792 durch zwei Franzosen, die Gebrüder Chappe, eine sinnreiche Ausgestaltung. An drei Balken waren Bretter befestigt zum Zeichnen. Diese Einrichtung war um 1794 schon so vollkommen, daß ein Zeichen von Paris nach Lille nur zwei Minuten gebrauchte, obwohl es über zwanzig Stationen mußte. Fünfzig Jahre später hatte Frankreich 534 solcher Stellen. 1833 richtete Preußen zwi-

schen Berlin, Köln und Trier einen Chappeschen Telegraphen für Staatszwecke ein.

Durchaus auf Chappescher Grundlage beruhten auch die ersten Telegraphenlinien Nordwestdeutschlands; sie waren ein Unternehmen des Kaufmannes Johann Ludwig Schmidt in Altona. Nachdem 1837 die Verbindung zwischen Hamburg und Cuxhaven fertiggestellt war, plante Schmidt, eine gleiche Linie an der Niederweser einzurichten. 1838 unternahm er die einleitenden Schritte zu dem verkehrsfördernden Werke. Der Bremer Senat erteilte alsbald die erbetene Erlaubnis zum Bau der Linie Bremen—Bremerhaven; denn man erwartete mit Recht eine schnellere Nachrichtenübermittlung, als sie von den damals üblichen Reitposten zu erhoffen war. Große Schwierigkeiten bereitete es dagegen, von der hannoverschen Regierung die Zustimmung zum Bau eines Telegraphenhauses in der Bockhorner Heide bei Vorbruch zu erhalten. Fünf lange Jahre dauerte es, bis man an den maßgebenden Stellen die Bedenken fallen ließ. Nach Fertigstellung der Linie bestanden folgende Stützpunkte: Bremen, Oslebshausen, Begeßack, Vorbruch-Bockhorn, Brake, Dedesdorf, Bremerhaven. Die Zeichenstellen lagen also rund 10 Kilometer auseinander, was in Rücksicht auf das wenig sichtbare Wetter unserer Gegend eine ziemlich lange Strecke ist. Die Linie begann in Bremen, hier war die Geschäftsstelle im Rabeschen Hause am Domshof. In Begeßack war der 1832 aufgeführte massige Kirchturm ganz vorzüglich dazu geeignet, da er weithin zu sehen war. Der Kirchenvorstand knüpfte an die Erlaubnis die Bedingung, daß nach Möglichkeit ein Begeßacker Bürger anzustellen sei als Beamter und wichtige Nachrichten sofort beim Havenhause angeschlagen werden mußten. Auf Ortsansichten von Begeßack aus den Jahren 1848—1850 sieht man auf dem Kirchturme den Telegraphen. In Vorbruch-Bockhorn mußte zu diesem Zwecke, wie schon erwähnt wurde, ein Haus errichtet werden. Nach einer erhaltenen Zeichnung wies es einen turmähnlichen Aufbau auf. In Brake heißt der in der Nähe des Anlegers befindliche Turm nach seiner früheren Bestimmung noch heute der Telegraph, obwohl er längst anderen Zwecken dienstbar gemacht wurde. In Bremerhaven stand das Telegraphengebäude an der Geeste. Auf einer Ansicht, die der Maler Georg Wilkening für den Stadtrat in Bremerhaven schuf, ist es deutlich zu sehen.

In welcher Weise wurden denn nun Nachrichten gegeben? Um das zu verstehen, müssen wir den Telegraphenbeamten in seinem Dienstzimmer aufsuchen. Es liegt im obersten Teile des Gebäudes, damit er über Dächer und Bäume hinweg ungehindert zur Nachbarsstelle blicken kann. Damit er sehen kann, was bei den Nachbarn vorgeht, stehen ihm scharfe Fernrohre zur Verfügung. Das Fernglas der Bremer Stelle befindet sich jetzt im Fockemuseum in Bremen; es ist sieben Meter lang. In der Mitte des Dienstzimmers steht ein runder Tisch, auf seinem Rande ist das Alphabet angebracht. Um ein Buchstabenzeichen zu geben, braucht nur ein Zeiger auf den gewünschten Buchstaben gedreht zu werden. Eine sinnreiche Einrichtung überträgt die Zeigerbewegung auf die Arme oder Semaphore. Diese Arme bestehen aus Holz, sind reichlich ein Meter lang und ungefähr halb so breit. Sie sind an den Enden eines starken Kreuzes angebracht. Wenn sie nicht gerade benutzt werden, ruhen sie eingeschlagen in dem Holzgestell, damit sie von den Nachbarsstellen nicht zu sehen sind und stören oder gar Irrtümer veranlassen können. Wie die einzelnen Buchstaben gegeben wurden, ergibt sich aus der Zeichnung.



Die stärkeren Striche bedeuten das feste Gerüst, die schwächeren die beweglichen Arme. Es wurden also nacheinander die einzelnen Arme in Bewegung gesetzt, ausgenommen bei Z, wo zwei Arme zu gleicher Zeit in Tätigkeit treten mußten. Q, X, Y waren, weil wenig gebräuchlich, nicht vorgesehen. Für häufiger vorkommende Nachrichten gab es besondere Zeichen. So war es z. B. erforderlich, Anfang und Schluß eines Telegramms scharf zu bezeichnen, die Kunde von dem Ausbruch eines Feuers schnell weiter zu geben. Ein Telegramm kostete 24 Grote, also etwa eine Mark.

Die ganze Einrichtung war gewiß sehr sinnreich erdacht.

aber es hatten ihr doch große Mängel an. Außer zur Nachtzeit war die Verbindung bei trübem Wetter und bei Regen vollständig unterbrochen. Wichtige Nachrichten, die keinerlei Aufschub duldeten, mußten dann mit Eilreiter befördert werden. Doch es war schon dafür gesorgt, daß der Nachrichtendienst auch an solchen Tagen nicht zu stocken brauchte. Mit dem optischen wurde zugleich der elektrische Telegraph eingerichtet. Der Senat in Bremen ließ den Elektrotelegraphen lediglich aus Gerechtigkeitsgründen zu; er war der Ansicht, und mit ihm waren es viele andere, daß dem optischen Telegraphen die Zukunft gehöre, für den man leicht Anschlüsse schaffen könne, so nach Cuxhaven, wo die Linie nach Hamburg erreicht wurde, nach Holland usw. Bei dem elektrischen Telegraphen hielt man das für ausgeschlossen.

Der Kampf zwischen den beiden wetteifernden Unternehmen hat nicht lange gedauert. Schmidt mußte im Revolutionsjahre flüchten. Im Jahre 1849 wurde der Betrieb, der unterbrochen war, nochmals aufgenommen, aber nur für kurze Zeit, um dann der Geschichte anzugehören.

Einige Andenken an den optischen Telegraphen befinden sich im Fockemuseum zu Bremen und im Heimatmuseum zu Vegesack. Dort das schon erwähnte Fernrohr, hier ein Arm von der Zeichenstelle Bochohorn. Ihn hat das Reichspostmuseum in Berlin für seine Zwecke nachbilden lassen. Einen Teil der hier verarbeiteten Nachrichten verdanke ich dem vor etlichen Jahren verstorbenen Kaufmann Mohr in Reum, dessen Vater Verwalter der Zwischenstelle Vorbruch-Bochohorn war.

Die Schachblume.

Von

Georg Beermann, Campe bei Stade.

Wenn der Lenz kommt und den Obstwald des Alten Landes in ein Meer von Blütenschnee taucht, dann treibt es mich hin zum Außendeich. Von der Stelle an, wo die Schwinde ihr graues Wasser mit dem der Elbe mischt, bis hinter den einsamen Leuchtturm bei Bassenfleth zieht sich diese Landschaft. Die Elbe nagt mit ihren Wellen an dem Ufer, das teilweise durch Steine besetzt ist. Durch die weiten, üppig grünen Wiesenflächen ziehen sich tief ausgewaschene Gräben von verschiedener Breite, die sich bei Flut füllen und bei Ebbe fast leer sind. In ihnen spielen muntere Stacheln, die Männchen im rot- und blaugefärbten Hochzeitskleide. Die Ufer werden dauernd mit sauerstoffreichem Wasser bespült, das ebenso eine allzu starke Anhäufung wie eine Verarmung an Nährstoffen verhindert. So finden die Pflanzen hier günstige Lebensbedingungen. Bei Sturm wirft die Elbe ihre schlammeladenen Fluten über die ganze Wiesenfläche bis hin an den Deich, der die Ortschaften vor der Ueberschwemmung schützt. Als Zeichen der Sturmfluten des letzten Winters findet man in den Kronen der bis an den Strom vordringenden Kopfweiden und der in der Nähe des Deiches angepflanzten Obstbäume in etwa Manneshöhe einen Streifen, gebildet aus Pflanzenteilen, die das Wasser hineinwarf. Hier entwickelt sich in den Wiesen eine üppige Vegetation der größten und kräftigsten Krautgewächse. An den Ufern blüht die Dotterblume und manchmal die Pestwurz. In ihrer Gesellschaft wächst das Schilf („Reet“), das Süßgras („Leesch“), das Vergißmeinnicht und der Baldrian. Auf dem Plan der Wiesen findet man Schaumkraut, Hahnenfuß, Beinwurz, Bärentraube, Spierstaude, Engelwurz u. a. m. in Massen. Noch sind sie im Anfang ihres Wachstums. Später werden diese Kräuter der Wiese verschiedenfarbige Blütenkleider anlegen.

Ich gehe von dem Leuchtturm aus zur Schwingemündung einen Weg, der an beiden Seiten von alten, morschen Kopfweiden eingefäumt ist. Rechts streift der Blick zum Elbstrom bis an das holsteinische Ufer, links bis an den Deich und die herüberschauenden Giebel der Altländer Häuser mit ihrem eigenartigen Gefüge der Steine. Rings um mich liegt ein rotbrauner Schimmer über dem saftigen Grün des frischen Grases, der nur hier und da von weißen Punkten unterbrochen wird. Es ist die Schachblume (*Fritillaria meleagris*), die diese Wiesen vor anderen schmückt.

Ein Schaft von etwa einem Viertel Meter Höhe trägt fünf bis sieben grasähnliche, fleischige Blätter, die nach der Mitte zu rinnig vertieft sind. Am Ende des Schaftes hängt eine nickende Blütenglocke von etwa 4 Ztm. Länge. Sie ist aus sechs Blättern gebildet, die in der Mitte eine längliche Honigsfurche haben. Ihre Farbe ist ein mattes bis tiefes Rotbraun. Helle und dunkle Felderchen wechseln fast so regelmäßig miteinander ab wie die des Schachbrettes. Daher hat die Pflanze auch den Namen „Schachblume“ bekommen. Als Klöppel hängen in der Blütenglocke sechs zitronengelbe Staubgefäße und der Griffel mit der breittelligen Narbe. Nicht gar selten sind auch fast rein weiße Blüten. (Auf einem Wiesenstück von 84 Meter Länge und 16 Meter Breite fand ich 59 Stück weiße Blüten bei schätzungsweise einer zwanzigfachen Zahl von rotbraunen.) Kurz vor dem Aufblühen haben die Blumen Ähnlichkeit mit einem Ei, weshalb die Pflanze auch „Kiebiel“ genannt wird.

Der Bevölkerung der Umgegend ist die Schachblume eine sehr Bekannte. Kinder und Erwachsene wandern hinaus und

suchen in den Wiesen die Blüten zu einem Frühlingsstrauß. Ganze Bündel davon werden in die Häuser gebracht in Stadt und Land. Jeder ist stolz, als Zeichen seiner Blütenfahrt einen Strauß „Tulpen“ mit nach Hause zu bringen. Vor dem Kriege standen häufig Kinder mit Blumenbündeln auf der Straße, den Fremden anrufend: „Wollt Tulpen köpen? Tein Penn!“ Manch eine Blume entwischt den Händen und findet dabei auf der Straße ihr Ende. Am Sonntag, der die reichste Blümenernte bringt, ist die Straße oft wie besät von den eigenartigen Glöckchen. In der Wase ist die Schönheit leider in ein paar Tagen vergangen.

Schnell wie die Blütenpracht im Kirschenlande endet aber auch die Herrlichkeit der Schachblume auf der Wiese: Die Blütenblätter fallen ab, und die Pflanze zieht sich in die Zwiebel zurück. Diese ist aus zwei reinweißen, fleischigen Blättern gebildet und hat etwa die Größe einer Haselnuß. In ihr hält die Pflanze einen langen Schlaf durch den Sommer, Herbst und Winter, und erst die Frühlingssonne weckt sie zu neuem Blühen. So entgeht sie dem Geschick, daß ihr die großen Wiesenkräuter „über den Kopf wachsen“ und ihr im Sommer im Dichte stehen.

Die Schachblume ist in Italien, Frankreich, Oesterreich und Deutschland zu Hause. Schon in dem von Alpers in dem „Jahrbuch des Vereins für Naturkunde an der Unterweser für 1900“ mitgeteilten ältesten „Versuch eines Verzeichnisses der in Deutschland wildwachsenden Pflanzen“ aus dem „Hannoverschen Magazin“ vom Jahre 1764 ist *Fritillaria meleagris* genannt. Bei uns kommt sie besonders im Tal der Elbe, aber durchaus nicht überall vor. Wir ist sie noch aus den Wiesen der Schwinde bei Stade und vom Büßflether-Sand in Rehdingen bekannt. Hämmerle und Oesterich geben in ihrer Flora noch Neuhaus a. D. und Oberndorf als Standorte an. Nach Buchenau kommt sie in den Moorigen zwischen Buxtehude und Neugraben vor. Buchenau und auch Knuth haben weitere Standorte in der norddeutschen Tiefebene angegeben. In den Floren von Buchenau und von Bielefeld für die Gebiete westlich der Weser ist die Schachblume nicht erwähnt. Ebenso fehlt sie nach Abromeit in Ost- und Westpreußen.

Ueber die Herkunft der Pflanze in unserer Gegend erzählt der Volksmund in Rehdingen, ein mit Zwiebeln beladener holländischer Dampfer sei auf der Fahrt nach Hamburg bei einem heftigen Sturme am Büßflether Sand gestrandet. Die Zwiebeln seien dann von den Wellen an Land geworfen worden. Jedenfalls ist die Pflanze an manchen Stellen auch wie ihre Schwester, die aus Persien stammende Kaiserkrone, als Gartenblumen gezogen worden und dann vielleicht gelegentlich verwildert.

Zur Urgeschichte der Weser.

Wenn man die an der Oefste und an der Nordseite des Geestmünder Handelshafens lagernden Sand-, Kies- und Geröllhaufen, die aus der Weser stammen, sich genauer betrachtet, so fallen einem besonders zwei charakteristische Gesteinsarten auf, der rötliche Buntsandstein und der meist dunkelgraue bis samtschwarze, zuweilen aber auch anders gefärbte Rieselschiefer, der gewöhnlich von feinen oder gröberen Quarzadern durchsetzt ist.

Forcht man dem Ursprunge der Sande, Kiese und Gerölle nach, so kann man feststellen, daß die Ladestelle desto weiter weraufwärts liegt, je größer das Material ist. Je weiter das bei der Bewegung im Strombett rund oder flach geschliffene Geröll stromabwärts gelangt, desto stärker ist es vom Wasser aufgearbeitet, desto feinkörniger tritt das anfänglich grobe Gesteinsmaterial auf. Immer aber lassen sich sowohl auf dem Grunde des Strombettes als auch in den zugängigen Sand-, Kies- und Geröllbänken unschwer die charakteristischen Buntsandsteine und Rieselschiefer als unverkennbare Zeitgerölle in den Ablagerungen der Weser nachweisen. Es handelt sich um Gesteine, die der Weser durch ihre starken Zuflüsse aus dem Harz und dem Thüringerwald zugetragen werden, wo das Material anstehend vorkommt.

Seitdem die Niederweser mit diesen Zuflüssen in Verbindung gestanden hat, müssen in ihren Ablagerungen jene Zeitgerölle auftreten. Fehlen diese darin, so ist das ein Beweis, daß die Verbindung zu jener Zeit, als die Ablagerungen entstanden, die die genannten Zeitgerölle vermischen lassen, unterbrochen oder noch nicht vorhanden war.

Die im Bremer Gebiete in den letzten Jahrzehnten niedergebrachten Tiefbohrungen haben ergeben, daß die Niederweser schon vor der Eiszeit, in der letzten Periode der Tertiärzeit, bestanden hat, als unsere engere Heimat infolge einer ganz bedeutenden Hebung des Bodens Festland geworden war. Während dieser Periode, der Pliocänzeit, war auch die Nordsee zum größten Teile Festland geworden; sie bestand, wie neuere Forschungen ergeben haben, nur noch an der englischen Seite, so daß Weser und Elbe erst weit draußen das offene Meer erreichten, nachdem sie sich vermutlich zu einem Strom vereinigt hatten.

Infolge dieser starken Landhebung, die einen Betrag von etwa 300 Meter erreicht haben muß, hatten die norddeutschen Flüsse ein ganz erhebliches Gefälle und schnitten deshalb ihr

Bett tief in die lockeren Tertiärablagerungen ein. So haben die Tiefbohrungen bei Bremen mit 235 Meter unter N. N. die eiszeitlichen Ablagerungen, die später die Wasserrinne wieder ausfüllten, noch nicht durchsunken. Da die ziemlich ebene Oberfläche der Tertiärablagerungen nach W. Wolff bei Bremen außerhalb der Weserrinne sonst schon bei 30 bis 60 Meter Tiefe erreicht wird, ergibt sich deutlich aus diesen Zahlen, wie stark die Erosionskraft der Weser damals gewirkt haben muß.

Es ist nun eine sehr interessante Tatsache, daß in den unteren eiszeitlichen Ablagerungen der pliocänen Weserrinne, die ihre Entstehung vermutlich jener Zeit verdanken, als das Strombett als Urstromtal zur Abführung der eiszeitlichen Schmelzwasser diente, nach den geologischen Untersuchungen von Prof. W. Wolff im Bremer Gebiete die für den heutigen Weserties so charakteristischen Gebirgsgerölle fehlen. W. Wolff nimmt deshalb an, „daß die Weser in der zweiten Eiszeit durch die Vergletscherung des norddeutschen Flachlandes gezwungen war, ihren Weg durch das Weire—Elstal über Osnabrück zum mittleren Emsgebiete zu nehmen“, was auch schon von anderen Forschern vermutet, aber noch nicht weiter begründet worden war.

Neuerdings (1912) hat E. Kurz in dem Talzug zwischen Wiehengebirge und Teutoburger Wald typische Wesergerölle (z. B. Kieselgrieser) bis in die Gegend von Osnabrück nachgewiesen, so daß an der Verbindung der Oberweser und Ems tatsächlich nicht mehr gezweifelt werden kann.

Sehr gründlich ist dieses Oberweser-Emsproblem von einer jungen Geologin, Dr. Elisabeth Driever, in einer 1921 im 18. Jahresbericht des Naturwissenschaftlichen Vereins Osnabrück erschienenen Arbeit über „die Entwicklung des Längstales Porta—Osnabrück“ behandelt worden, worin sie u. a. zu folgenden Resultaten gelangt: 1) Vor der zweiten Eiszeit nahm die Weser in dem Längstal südlich des Wiehengebirges ihren Lauf nach Westen. Ueber die Zeit der Bildung dieses Tales sind bisher keine Schlüsse möglich. 2) Am Schluß der zweiten Eiszeit wurde das Längstal mit Sanden und Schottern der Weser, vermutlich unter Beeinflussung durch Schmelzwässer des nahe der Weserfette liegenden Eisrandes verschüttet. 3) Nach am Schluß der zweiten Eiszeit oder kurz darauf entstand durch rückschreitende Talbildung eine Ablenkung der Weser nach Norden, wodurch in der folgenden Zeit der Portadurchbruch mehr und mehr herausgebildet wurde. 4) In dem von der Weser verlassenen Taltauf Rehme—Osnabrück bildeten sich die Flußsysteme der Berre, Elbe und der Hase.

Danach hat also unsere Niederweser mit der Oberweser vor dem Schluß der Hauptvereisung Nordwestdeutschlands überhaupt nicht in Verbindung gestanden, und die Westfälische Pforte, durch die die Verbindung hergestellt wurde, ist als eine verhältnismäßig sehr junge geologische Erscheinung aufzufassen. Da nunmehr die Zeit des Portadurchbruches feststeht, müssen Rieslager der Niederweser, die Buntsandstein- und Kieselgriesergerölle enthalten, nach der Hauptvereisung entstanden sein, solche aber, die diese Zeitgerölle vermissen lassen, den vorhergehenden älteren Eiszeiten angehören.

Nach einer der Verfasserin gemachten persönlichen Mitteilung ist Prof. W. Wolff, der schon 1915 auf Grund seiner Untersuchungen in der Gegend von Nienburg zu dem Schluß gelangt war, daß sich dort zwischen Weser und Haupteis ein langer Kampf abgespielt haben mußte, nunmehr überzeugt, „daß die Weser nach ihrem Durchbruch nicht gleich ungenutzt ihren Lauf nach Norden nahm, sondern erst durch die Einwirkung des unfern lagernden Eises genötigt wurde, ihren Weg nördlich des Wiehengebirges zum Dümmersee zu nehmen“.

Dies in aller Kürze die Resultate der neuesten Forschungen zur Urgeschichte der Weser, die, wie ich glaube, annehmen zu dürfen, auch für die Weser unseres Heimatblattes von Interesse sein werden. Wer sich aber eingehender mit den hier angeschnittenen Problemen zu beschäftigen wünscht, sei auf die vorerwähnte treffliche Arbeit von Dr. E. Driever und auf die neueste, 1921 erschienene Auflage von Wahnschaffe—Schuch, „Geologie und Oberflächengestaltung der norddeutschen Tiefebene“ verwiesen.

Fr. Plettke.

Im Ebersdorfer Walde.

Nordöstlich von Ebersdorf liegt ein schöner Wald. Wo er aufhört, beginnt ein großes Wiesengelände. Es ist sumpfig und mit der Dotterblume und dem Goldhahnenfuß bunt überfärbt.

Am Waldbrande ist der Boden weich, so daß der Fuß einsinkt. Hasel, Pfaffenhütlein, Traubentirsche und Birke wachsen hier. Die Traubentirsche hat ihre Blütensträuße entfaltet, und freudig schimmern sie durch das noch wenig belaubte Unterholz.

Der Waldboden ist prächtig geschmückt. Ueberall sind die lieblichen Blütensterne der Anemone eingestreut, bald schneeweiß, bald zart rosa. Dazwischen kuckten aus maifrischem Blattwerk die gelben Köpfchen der Feigwurz. So zahlreich ist sie am schmalen Waldbach, daß sie den ganzen Boden überwuchert hat.

Hier und da zeigt das feine Moschuskraut sein Köpfchen. Es

wächst in Gesellschaft des zarten Milzkrautes, das als hübscher Kranz die Waldquelle umrahmt.

Im Waldsumpfe hat sich die Dotterblume angesiedelt und Blüte um Blüte entfaltet. Gar eigen nehmen sie sich unter den hohen Buchen aus. In der Mitte des Sumpfes entwickelt sich üppig ein dichter Bestand der Schwertlilie, am Rande nicken bereits die Köpfchen der Bachnelkenwurz.

Am feuchten Waldwege, wo die Moose freudig gedeihen und durch ihre feinen Formen das Auge immer von neuem entzücken, steht eben die Goldnessel in Blüte. Wunderlieblich fügen sich die zarten Blätter und Blüten des Sauerflees in den Teppich des Waldbodens ein. Rote und blaue Blüten sind mit eingeflochten, bald einzeln, bald in größerer Zahl. Es sind die Köpfchen des Lungenkrautes, das in den Wäldern unserer Heimat nicht eben häufig ist.

Eine wahre Zierde des Waldbodens ist aber die Leberblume, die hier so zahlreich vertreten ist. Blaue Blütensterne sehen bescheiden und verwundert in die Frühlingswelt, wie die Veilchen, zwischen denen sie wachsen. Immermehr zeigen sich dem suchenden Auge, eine noch schöner als die andere. Derbe, dreilappige Blätter, die den Winter überdauert haben, gehören zu ihnen.

Schattenblume und Maiblume haben ihre Blätter entfaltet und bilden hier und da die ersten Knospen.

Hier steht ein ganzer Trupp der Waldeibeere. Wenige Schritte weiter zeigen sich am Fuße einer großen Pappel seltsame Blütengebilde, bläulich, einseitigwendig und dick und fleischig. Aber ohne jedes Grün. Eine sehr seltene Pflanze unserer engeren Heimat, die Schuppenwurz, ist es, die hier auf Baumwurzeln schmachtet.

Das ist in kurzen Strichen ein Bild, wie es der Ebersdorfer Wald im Frühling zeigt.

H. Mahler.

Die Geschichte einer Buchenhecke.

(Aus Wehdel im Landkreise Geestemünde.)

Vor mir liegt ein Meyerbrief aus Wehdel, der im Jahre 1859 ausgestellt ist und auf den Namen Hinrich Ortsief lautet. Ortsief war nach Altluneberg bemehert, wo der Landrat von Scheitherr damals Guts herr war.

Wie weit die Abhängigkeit in jener nicht fernen Zeit ging, mag folgender Vorfall zeigen:

Den Hof von Ortsief in Wehdel umgibt eine Hecke. Ein kurzer Abschnitt davon besteht aus Weißbuchen. Dieser Teil hat seine Geschichte, und fürwahr eine traurige Geschichte.

Ortsief war nach Beverstedt zum Markte gewesen. Der Rückweg führte ihn durch das Gehölz bei Boh. Nun standen auf dem Waldwege kleine Buchensammlinge, wie sie aus den Bucheckern hervorwachsen. Er zog einige aus dem Boden und nahm sie mit. Es mochte wohl eine kleine Handvoll sein. Im Hause pflanzte er sie da ein, wo sie heute noch stehen.

Einige Tage später war Ortsief in den Wiesen. Da kam ein Reiter auf die große Diele geritten. Es war der Landrat von Scheitherr aus Altluneberg.

„Guten Dag, Fra Ortsief, is de Dhl nich to Hus?“ „Ne, Herr Landrat, de is in de Wischen.“ „Segg'n Se mal, id seh dor an'n Hoff lütte Böken stohn, wo kummt de her?“ „De hett Badder mitbrocht, woher, datt kann id leider nich segg'n.“ „Hm, hm, denn seggt Se den'n Dhl man, id wull datt weeten, sonst, hm...“, und weg war der Herr Landrat von Scheitherr.

Als Ortsief nach Hause kam, erzählte seine Frau den Vorfall. „Datt is jo ene verfluchte Geschichte“, sagte Ortsief, „aber watt schall id dohn?“

Am anderen Morgen ging er nach Altluneberg zu dem Landrat von Scheitherr. „Guten Dag, Herr Landrat!“ „Süh, Ortsief, watt witt Se?“ „Id komm wegen de Böken blang'n minen Hoff, de heff id ut datt Boher Holt mitbrocht.“ „Swatt ob witt, sonst hm, hm...“

Ortsief ging den nächsten Tag zu dem Vorsteher Ficken nach Boh. Aber da kam er schlecht an. „Watt heff du in use Holt to föten?“ „Id heff de Pflanzen doch blot von'n Weg obnommen.“ „Ganz glief.“ Und er bekam eine Nase, „de von Boh nach Wehdel recken deh“.

Nach langem Bitten erhielt er die Bescheinigung. „Watt bün id schullig?“ „1,50 Mark!“ Ortsief war sprachlos. 1,50 Mark, dabei betrug der Tagelohn damals 6 Groten = 25 Pfg. Zum Glück hatte er das Geld bei sich und zahlte.

Am anderen Morgen ging er nach Altluneberg. „Id wull woll denn Herrn Landrat sprek'n.“ „De slöppt noch.“ Ortsief wartete eine Stunde und noch eine. Dann wurde er vorgelassen. „Id wull de Bescheinigung bringen.“ v. Scheitherr warf einen flüchtigen Blick hinauf und gab sie zurück. „Id glöw“, sagte Ortsief später, „he kunn gornich lesen.“

Nun war die Angelegenheit geregelt.

Und so oft Ortsief an der Hecke vorbei kam, pflegte er zu sagen: „Dat sünd mi düre Böken worm!“

H. Mahler.